

Lots Frau oder die weißen Flecken auf der Landkarte

RUTH LEISEROWITZ

1.

Während meiner jahrelangen Arbeit hier auf der Nehrung bin ich immer wieder auf Menschen getroffen, die sich nach dem Tode ihrer Eltern, die aus Ostpreußen stammten, auf die Reise an deren Wohnorte begaben. Sie wollten herauszufinden, ob an diesem Landstrich etwas Besonderes sei, ob sie hier eine Antwort für das Wesen und die Prägung ihrer Eltern finden könnten. Immer wieder hörte ich anlässlich derartiger Begegnungen, dass dieser oder jene dann sagte, man wisse so wenig über die Vorkriegserlebnisse der Eltern. Sie hätten geschwiegen, sie hätten nicht von früher gesprochen. Und häufig hörte ich dabei einen zornigen Unterton heraus, einen leisen Zorn darüber, dass die Eltern ihnen, den Kindern, wohl etwas vorenthalten hätten. Ähnliche Gefühlsäußerungen erlebte ich bei erwachsenen, selbst ins Rentenalter gekommenen Eltern von „Wolfskindern“, die sich nach dem Tode des Elternteils, häufig ausgelöst durch einen Fernsehbeitrag, den sie zufällig gesehen hatten, auf den Weg machten, dessen oder deren Wanderungen durch die baltische Region geistig nachzuvollziehen und vielleicht sogar unter großen Mühen reale Orte auszumachen und eventuell gar jemand zu finden, der sie – vor über 50 Jahren – gekannt hat. Und ich könnte diese Aufzählungen aus der deutschen Perspektive durch weitere Beispiele aus der litauischen ergänzen... Hier benenne ich also jene, denen es bei der Suche nach der Heimat ihrer Eltern etwas schwer gemacht wird und ich thematisiere damit gleichzeitig das Verschweigen von Heimat, benenne

einen der vielen Gründe dafür, sage etwas über das Leben mit Heimweh und beschreibe abschließend in einigen Strichen, was von den Suchenden völlig unerwartet auf der Suche nach der Heimat geschehen kann. Insgesamt – so würde ich resümieren – handelt es sich eher um einen Werkstattbericht meinerseits. Ich subsumiere, was mir in meinen Forschungen in den letzten zwanzig Jahren zu unserem großen Festivalthema aufgefallen ist.

2.

Manchmal komme ich nach Hause und erzähle meinem Mann eine merkwürdige Konstellation aus einem Interview, berichte von einer unerwarteten Wendung oder von einer Tragödie. In der Regel hört er sich das aufmerksam an und sagt dann: „Eigentlich nichts neues, das kommt schon im Alten Testament vor und zwar an dieser oder jenen Stelle.“ Damit hat er zu 99% völlig Recht und ich erinnere mich in den meisten Fällen auch an das biblische Muster. Leider hat die allgemeine Kenntnis von den Inhalten der biblischen Geschichten stark nachgelassen und so sind – jedenfalls meiner Überzeugung nach – auch viele Erfahrungswerte verloren gegangen. Mir fällt jedenfalls bei Geschichten von Flucht und Vertreibung immer Lots Frau ein und darum zitiere ich sie hier in gebotener Kürze: „Als nun die Morgenröte heraufkam, trieben die Engel Lot zur Eile an und sprachen: Auf, nimm dein Weib und deine beiden Töchter, dass du nicht weggerafft werdest durch die Schuld dieser Stadt. Und als sie dieselben hinausgeführt hatten, sprach der Engel: Rette dich! Es gilt dein Leben! Sieh nicht hinter dich und bleib nirgends stehen im ganzen Umkreis! Ins Gebirge rette dich, dass du nicht hinweggerafft werdest!“ Ich klammere hier den Dialog zwischen dem Familienvater Lot und dem Engel aus, um dann mit dem dramatischen Schluss fortzufahren: „Der Herr ließ Schwefel und Feuer auf Sodom und Gomorrha regnen und vernichtete so die Städte und den ganzen Umkreis und alle Bewohner der Städte und was auf dem Lande gewachsen war. Lots Weib aber sah über seine Schulter zurück und ward zur Salzsäule.“ Die biblische Weisung lautet also: Gehen, ohne zurückzuschauen; einen Schnitt machen und keine Gefühle zeigen. Nach vorne schauen. Vielen ist es im östlichen Europa im Zweiten Weltkrieg oder am Ende so ergangen: Wenn der Evakuierungs- oder Ausweisungsbefehl kam, wenn bombardiert wurde, wenn die Front näher rückte, wenn das Deportationskommando an die Tür klopfte, dann konnte nicht lange gezögert werden. Dann reichte es kaum

zu einem Abschied von der Heimat, zu einem langentrückschauenden Blick über die Schulter. Da musste man sich arrangieren und die Tatsache, dass die Menschen sich gefügt haben, zeugt auch von dem Willen, unbedingt überleben zu wollen. Später am vorübergehenden oder am neuen Ort gab es Schwierigkeiten, sich einzugewöhnen. Da wurde wenig von der alten Heimat gesprochen. Eher gab es den selbstvorgegebenen Imperativ des Vergessens. Dieser schloss ein, dem späteren Ehepartner und seinen Kindern gegenüber zu schweigen. Zuerst ahrelang aus der bitteren Notwendigkeit heraus. Später wurde daraus Gewohnheit und schließlich führten weitere Umstände dazu, dass eine plötzlich einsetzende Erzählung fast absurd angemutet hätte – doch dazu im dem vorletzten Absatz meines Textes. Erbittertes Schweigen diente manchmal auch als Instrument des zeitweisen Überlebens in vielerlei Hinsicht, natürlich in verschiedenen Regionen und Landstrichen in im Kontext sehr unterschiedlicher Gefahren. Czesław Miłosz hat in seinem äußerst lesenswerten Essay „Verlorene Orte“ aus dem Band „Suche nach der Heimat“ darüber notiert: Man „muss [...] die häufige Verschlossenheit der Mäuler aus verschiedenen Gründen hinzufügen, die Furcht, die viele dazu zwang, ihre richtigen Nachnamen zu verbergen, manchmal auch die eigene Nationalität und so erhalten wir eine traumatische Situation, die viele Lebensläufe kennzeichnete.“

3.

Miłosz, der selbst in den fünfziger Jahren ins Exil ging, beschäftigte sich sein Leben lang mit der Sehnsucht nach den heimatlichen Gefilden, dachte viel über Entwurzelungsprozesse nach und spürte einigen Phasen neuer Heimatfindung nach. In seinen Texten finden sich Überlegungen dazu, wie auch in dem bereits erwähnten Essay. Ich zitiere: „Der Wechsel der Umgebung führt zu einer Rhythmusstörung und erfordert große Energie, um einen neuen Rhythmus zu finden. Zweifellos ist die Bindung von Menschen an Orte höchst geheimnisvoll und lässt so verschiedene Interpretationen zu. Bestimmt hätten hier die Naturwissenschaftler etwas hinzuzufügen, die sich mit den Gewohnheiten von Tieren und Vögeln beschäftigen, insbesondere mit der konkreten Territorialität jedes Artenvertreters und der Verteidigung des eigenen Territoriums. Sesshaftigkeit wäre dann angeboren und das in diesem Jahrhundert verbreitete Schicksal der Verbannung würde für Menschheit eine Störung der natürlichen Ordnung bedeuten.“

Miłosz weist in seinem Text darauf hin, dass Flüchtlinge nach jedem Krieg ein Stück regionaler Identität mitbrachten und diese in ihren Werken vertieften und verbreiteten. Er erwähnt zahlreiche Biographien von Intellektuellen, die in andere Orte kamen, aber immer geistige Verbindungen zu ihren Herkunftsorten unterhielten und damit sich und ihrer Umwelt ein gewisses Gepräge verliehen. Derartige Beispiele finden sich auch in der deutschen Literatur, so bei dem aus Ostpreußen stammenden Lyriker und Schriftsteller Johannes Bobrowski. Dieser glaubte, nicht nur die eigene Sesshaftigkeit sei dahin, sondern dieser Zustand an sich ginge gänzlich verloren. So beschrieb er 1963 das Thema seines neuen Bandes in einem Brief an den Philologen Alfred Kellertat wie folgt: „Ich mache bloß so ein Schlusspanorama für die zu Ende gehende Epoche der Sesshaftigkeit, welche im Neolithikum bekanntlich anfang, damit die Leute wissen, wie das war.“

Der Germanist Eberhard Haufe hat im Nachlass von Bobrowski eine Notiz aus dem Januar 1963 entdeckt, in der der Inhalt dieser Kurzmitteilung noch einmal ausgedeutet wird. Dort heißt es: „Die im Neolithikum begonnene Sesshaftwerdung der Jäger, Fischer, Sammler, die Inbesitznahme des Bodens, die Bindung an ihn hat bis heute im Wesentlichen angedauert. Dieses Zeitalter geht zu Ende, mit ihm also Vorstellungen wie Heimat, Heimweh, politisch: Nationalstaaten, Nationalbewusstsein, die zu Provinzialismen werden. Die Kontinente rücken zusammen, Technik ermöglicht ein Denken in Großräumen. Mit diesem Bewusstsein konzipiere ich eine Überschau des unwiderruflich Vergehenden für einen Raum, in dem diese Bindungen an den Lebensraum besonders tief verstanden worden sind: aber als Reisender, wenn Sie wollen, Wanderer, ein nicht mehr Dazugehöriger, als einer, der kommt und weggeht. [Ich will es] noch einmal gültig darstellen, ehe es ganz vergangen ist.“ Diese Notiz hat mich in mehrfacher Hinsicht verblüfft. Im Jahr 1963 steckten wir mitten im Kalten Krieg, die Berliner Mauer war gerade von anderthalb Jahren gebaut worden, alles sah nach einer völlig gespaltenen Welt aus, aber Bobrowski dachte über das Zusammenrücken der Kontinente nach und die Auswirkungen des technischen Fortschritts. Mit seinen Gedanken hatte er sogar implizit die Entwicklung des Internets und die Entstehung von Globalisierungsprozessen miteinbezogen. Ja, Bobrowski hatte eine lange Perspektive auf Geschehnisse, er war weitsichtig und gleichzeitig hegte er auch eine unerfüllbare Sehnsucht nach Rückkehr, nach Geborgensein. Diese Gleichzeitigkeit führt zu einer

Daseinsform, in der man immer „sowohl-als-auch“ ist, quasi zwischen den Stühlen sitzt, sich nicht einfach bequem in eine Schublade stecken lässt. Es ist eine Daseinsform, die Spannungen hervorruft, die es gilt auszuhalten. Dafür ist nicht jeder geschaffen. Häufig ist es einfacher, sein Heimweh zu begraben und sich den Anforderungen der Gegenwart zu widmen. Bisweilen funktioniert das erstaunlich gut und dauerhaft.

4.

In meinen Forschungen, in den vielen Interviews, die ich geführt habe und in den Begegnungen der letzten zwanzig Jahre hat sich für mich herausgestellt, dass der Exodus in der direkten Folge des Zweiten Weltkrieges und dessen Folgen stets im Fokus stehen, dass es aber noch eine etwas andere weitaus diffizilere Phase des Heimatverlustes in Ostmitteleuropa gab, die bisher nur punktuell betrachtet wurde, die es nun aber gilt, im Kontext zu betrachten. Ich versuche dieses Phänomen anhand eines Beispiels für Litauen zu beschreiben. In den Jahren 1956 bis 1960 gab es für Bürger polnischer, jüdischer und deutscher Herkunft, begrenzte Möglichkeiten, auszureisen. (Es handelte sich bei jeder Bevölkerungsgruppe um eine unterschiedliche Regelung, die separat beschlossen worden war.) Ca. 61.000 Polen, Juden und Deutsche reisten in jenen Jahren aus Sowjetlitauen aus. Ihr gemeinsamer Nenner war, dass sie sich in der alten Heimat nicht mehr heimisch fühlten. Und dabei war ein großer Teil von ihnen bei Kriegsende oder in den ersten Nachkriegsjahren nach Litauen zurückgekehrt – die Memelländer aus Mitteldeutschland, wohin man sie im Oktober 1944 evakuiert hatte, die Juden aus Konzentrations- und Arbeitslagern, wohin sie die Deutschen verschleppt hatten oder aus Sibirien, wohin sie von den Sowjets verbannt worden waren. In unserer Wahrnehmung liegen das polnisch geprägte Wilna, das jüdisch konnotierte Kaunas und das Memelland weit auseinander, da wir gewohnt sind, immer in ethnischen Kategorien wahrzunehmen, aber in der langen Perspektive des Zwanzigsten Jahrhunderts rücken diese Gruppen sehr stark aufeinander zu. Ich glaube, ihnen sagen zu können, dass allen gleichermaßen die Entscheidung für das Weggehen schwer fiel und dass sich anderen gegenüber ständig für diesen Schnitt in ihrem Leben rechtfertigen, es mussten. Das war mit einem hohen mentalen Aufwand verbunden, musste man doch davon ausgehen, dass es eine grundlegende Lebensentscheidung war. Ich glaube ihnen versichern zu können, dass die Abschiedsparties in allen Orten und

deren Gespräche ähnlich verliefen, egal ob die Reiseziele Tel Aviv, Bonn oder Warschau hießen. In den 1950er Jahren gehörte zur herrschenden Praxis der Ausreisepolitik, dass die Auszureisenden bis zum letzten Tag im Arbeitsprozess stehen mussten, da ihre Arbeitskraft gebraucht wurde. In der DDR der 1980er Jahre hatten die Behörden die Praxis verfeinert. Wer einen Ausreiseantrag stellte, verlor in der Regel seinen Arbeitsplatz, musste sich eine neue schlechter bezahlte Tätigkeit suchen und sollte von seinem sozialen Umfeld isoliert werden. Einerseits war das als Abstrafung gedacht, die Ausreisewilligen sollten geächtet werden, andererseits fürchteten die Behörden die Ausweitung des Ausreisebazillus.

Vor zwanzig Jahren kam ich bei meiner Arbeit einmal in die Registratur des Migrationsdepartments in Vilnius. Stellen Sie sich einen Raum vor, an dessen Wänden entlang große graue Karteischränke stehen. Die Schubkästen enthalten für jeden Bürger der seit 1944 in die litauische Sowjetrepublik bzw. in die Republik Litauen zuwanderte, eine Karteikarte mit einem Passfoto. Es verschlug mir damals fast den Atem. Hier waren also alle Schicksale miteinander vereint. Hier waren die Spuren derjenigen die aus der Emigration, bspw. aus der südamerikanischen, Mitte der fünfziger Jahre zurückgekehrt waren, hier hätte ich theoretisch Passfotos von Wolfskindern aneinanderreihen können, hier standen auch die Angaben jener, die später als Dissidenten das Land verlassen hatten. Alle waren sie Opfer einer Politik, die Reisen und Aufenthalte stark einschränkte, formalisierte, sie überaus ideologisierte und Freizügigkeitsentscheidungen dämonisierte. Aus dieser Politik resultierte, dass Menschen aus politischen Gründen oder Vorwänden eineindeutig einem Raum, einem Staat zugeordnet wurden. Dieses führte zu vielen schwierigen Entscheidungen, denn vor dem Krieg hatten sie in ihren Regionen in vielfältigen Bezügen gelebt.

5.

Jetzt komme ich endlich zu dem zweiten Teil meiner Überschrift: zu den weißen Flecken auf der Landkarte. Hier folgt ein Rückgriff auf die Geschichte meiner Kindheit, die Zeit des Kalten Krieges. Dieser Rückblick ist notwendig, um die erschwerten Bedingungen der Suche nach der Heimat zu begreifen und zu verstehen, warum Orte, wie es bei Miłosz heißt, „verloren“ gehen konnten. Meine Kindheit verbrachte ich in der Nähe Ostberlins, damals mit dem Attribut „Hauptstadt der DDR“ versehen. Hier

gab es Stadtpläne, die recht akribisch die Straßenzüge der Stadt und alle wichtigen Sehenswürdigkeiten aufzeigten. Aber die linke Seite des Stadtplans enthielt nur einen weißen Fleck. Westberlin war nicht kartographiert, sollte einfach nicht existieren. Insofern lebten wir in Absurdistan. Damals erfuhr der Begriff der weißen Flecken auf der Landkarte übrigens auch eine neue Bedeutung. Ursprünglich wurden so auf historischen Land- und Seekarten jene Regionen markiert, die zu diesem Zeitpunkt noch unerforscht waren, also *terra incognita*. Nun wiesen die Machthaber an, alles weiß zu lassen, was politisch nicht erwünscht war. Erinnern sie sich noch an sowjetische Stadtpläne vor 1987? Das waren Stückwerke, sogenannte „turisticeskie schematy“, die einer groben Orientierung dienen konnten, aber aus politischen Gründen oder auch der Angst vor Spionage kein geografisches Wissen vermittelten. Und nun müssen sie sich vorstellen, dass es sich mit den faktischen Informationen über ganze ostmitteleuropäische Regionen ebenfalls so verhielt. Entweder wurden sie gänzlich verschweigen oder es gab nur punktuelle, ideologisch stark gefärbte Berichte. Mit dieser Politik wurde gezielt versucht, Erinnerung auszulöschen. Hinzu kam, dass die Bibliotheken im Ostblock seit Ende der 1940er gesäubert worden waren und Literatur, die Inhalte und Bilder der Vorkriegszeit behandelte oder Territorien thematisierte, die nicht mehr zum jeweiligen Staat gehörte, in den Giftschränk wanderte. Im östlichen Mitteleuropa gab es somit nur Spurenelemente von Medien der Erinnerung an die ehemaligen Städte, Landschaften, Gesellschaften und Zeiten. Wir können also konstatieren, dass es eine große Sprach- und Bildlosigkeit ehemaliger Heimatorte gab.

6.

Nahrungsbewohner und auch ein Teil der Nahrungsbesucher wissen, dass die Suche nach der Heimat auch mit unerwarteten Begegnungen gespickt sein kann. So erging es auch dem Komponisten Abel Ehrlich, dessen Streichquartett „Meine Reise nach Tilsit“ zum ersten Mal in dieser Region erklingen ist. Er hat im November 1996 eine Reise in seine frühere Heimat unternommen und darüber folgendes geschrieben: „... Bin 1915 in Cranz geboren, lebte die ersten 14 Jahre meines Lebens in Tilsit, dann bis zum Abitur 4 Jahre in Königsberg und wanderte 1934 aus, für Juden gab es ja damals keine Hoffnung in Deutschland, seit 1939 lebe ich in dem Land, das 9 Jahre später Israel wurde... Es war für mich auch der Schock einer

Reise mit der „timemachine“ 64 Jahre zurück, seitdem ich Tilsit verließ. Dieses – dieser Schock – ist das Einzige, aber Ausschlaggebende, was in dieser Komposition [dem Streichquartett „Meine Reise nach Tilsit“] autobiografisch ist. Ich dachte auch bei der Planung der Komposition an zwei große Männer, die in Ostpreußen durch ihren Geist die Welt verändert haben. Kant („... der gestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir“) und Kopernikus. Und an das jährliche Naturereignis in Tilsit im Frühjahr, wenn die vereiste Memel mit donnerndem Krachen in riesigen Eisblöcken unter der Luisenbrücke aufbricht, was ich als Kind mit Staunen gesehen und gehört hatte – und nun wie ein Symbol all der dramatischen Geschehnisse der Weltgeschichte dieser 64 Jahre [bis] zu meiner Reise zurück nach Tilsit erschien und wie der seelische Stoß, den ich dabei erlebte.“

Die Klänge, die dieser seelische Stoß in Ehrlich ausgelöst hat, haben wir am Mittwochabend im Konzert vernommen. Bei jedem und jeder sind sie anders. Ich habe einmal eine alte Dame auf ihrer Suche nach ihrem ehemaligen Zuhause nach Litauen begleitet. Sie hatte als Wolfskind für vier Jahre in der Gegend von Kaunas Zuflucht gefunden und in einem ärmlichen Waldhäuschen eine beste Freundin gehabt, die ihr sogar ihr einzig gutes Kleid für den Kirchgang borgte. Die Suche im Wald gestaltete sich schwierig. Wir fanden das Haus, mussten aber erfahren, dass die Freundin nicht mehr lebte und ihr Leben sehr unglücklich geendet hatte. Die Enttäuschung der alten Damen war riesengroß. Schließlich konnten wir den Bruder und die Tochter ausfindig machen. Bei einer Tasse Kaffee erfuhren wir, dass keiner je damit gerechnet hatte, dass es eine gute Erinnerung die Schwester und Mutter geben könnte. Die Familie war sehr berührt und zum Abschluss unseres Besuches besuchten wir das Grab der Freundin und die alte Dame legte Blumen hin und führte ein letztes Gespräch mit ihr.

Ich hatte anfangs davon gesprochen, dass es sich hier um einen Werkstattbericht geht und ich will jetzt kurz erzählen, womit ich mich gerade beschäftigt habe. Als ich Ende der 1990er Jahre neben meiner Tätigkeit hier am Thomas-Mann-Kulturzentrum am Historischen Institut der Universität Klaipeda Geschichte unterrichtete, fragten mich meine Studenten nach der Geschichte der Juden von Memel, die es ja offensichtlich gegeben haben müsse, den in den 1930er Jahren gab es in der Stadt über 5.000 Juden. Doch die Archive und damit die Geschichte waren buchstäblich verlorengegangen. Ich begab mich auf die Suche und im Jahr 2005 konnten wir in Zusammen-

arbeit mit dem Institut für die Geschichte und Archäologie der Baltischen Region eine große Ausstellung mit vielen Fotos über vom jüdischen Leben in der Stadt und Region präsentieren. Die meisten dieser Fotos hatte ich bei alten Memelern in New York gefunden. Natürlich waren sie auch daran interessiert, die Ausstellung, zu der sie beigetragen hatten, auch in ihre Stadt zu bringen. Das erwies sich als ziemlich kompliziert, denn die dortigen jüdischen Institutionen und Museen hatten Klaipeda nicht auf ihrer *mental map*. Die Stadt existierte schlicht nicht für sie, besaß keinerlei Bedeutung. Vor 14 Tagen haben wir es nun mit vereinten Kräften geschafft und die Ausstellung mit einem Vortrag in New York eröffnet. Vier alte jüdische Memeler im Alter von 82 bis 93 waren dabei und erzählten stolz von ihrer Kindheit und Jugend in der einstigen Heimatstadt und den schönen Sommern, die sie in Schwarzort verlebt hatten. Sie hatten Angehörige und Enkelkinder mit, um ihnen ein Abschnitt ihrer Lebensgeschichte präsentieren zu können; ein Kapitel, aus dem sie bisher relativ wenig erzählt hatten. Die Ausstellung wird insgesamt drei Monate im Kupferberg Holocaust Resource Center and Archives zu sehen sein und hinterher weiter wandern. Damit kehren ein Ort und ein wichtiger Aspekt seiner Geschichte auf die Landkarte zurück. Wen ich am Schluss ein Resümee ziehe, möchte ich Johannes Bobrowski entgegenen, dass er in vielem recht gehabt hat, doch die Vorstellungen von Heimat und Heimweh werden nicht enden. Sie sind heute gerade als regionale Bezüge in der Gleichzeitigkeit zu globalen Prozessen spürbar. Jahrzehntelang klang es in Deutschland aus sehr unterschiedlichen Gründen spießig, von Heimat zu reden. Heute jedenfalls erscheint mir das so entspannt sich das Verhältnis zu diesem Begriff.

Gehalten am 20. Juli 2013

PROF. DR. RUTH LEISEROWITZ, *Historikerin, Studium in Berlin und Vilnius, 1996–1999 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Thomas-Mann-Kulturzentrum Nida, 1995–2009 Lehraufträge an der Universität Klaipėda, 1997 Promotion, 2007 Habilitation („Sabbatleuchter und Kriegerverein: Juden in der ostpreußisch-litauischen Grenzregion 1812–1942“), 2005–2008 Koordinatorin des Forschungsprojektes „Nation, Borders, Identities“ an der FU Berlin, seit 2009 Stellvertretende Direktorin am Deutschen Historischen Institut Warschau, seit 2009 Vorsitzende des Kuratoriums des Thomas-Mann-Kulturzentrums.*